

UCKERMARK. Der ausgemachte Treffpunkt für die Reporterin – ein gelbes Haus an der Ecke, umrandet von zwei Straßen. Eine kleine Kreuzung in Schwedt. Das Haus ist ansehnlich, freundlich, sauber. Vor dem Mehrfamilienhaus angelegt sind kleine, abgesteckte Rasenflächen, vor diesen ein Weg. Ein Fahrradfahrer schnell vorbei. Der vermeintliche Fußweg entpuppt sich als Radweg. Die weißen Fenster des Hauses erscheinen dem Betrachter groß, weit und einladend. Davor verläuft eine viel befahrene Straße – Parken an deren Rand nicht möglich. Hinter dem Haus schon. Auf dem nur für Mieterautos ausgewiesenen Parkplätzen stehen an diesem Morgen einige Pkw in Reih und Glied. Die Autos scheinen dort ihren festen Platz zu haben, der für Fremde nicht auf den ersten Blick erkennbar ist. Nur die Bewohner wissen Bescheid. Wohin also mit dem Dienstauto? „Einfach parken, die Nachbarn wissen Bescheid“, hieß es im ersten Telefonat. Ich wollte sicher gehen und rief noch einmal an. „Zur Not werden Nachbarn schon bei uns klingeln.“ Der Hintereingang führt durch eine große Tür. Mehrere Namensschilder stehen an der Seite, doch schließlich ist der richtige Klingelknopf Biernacki/Halakhova gedrückt. Die Tür bleibt dennoch zunächst verschlossen. „Drücken Sie bitte ganz kräftig, damit die Tür auch aufgeht“, tönt es aus dem Lautsprecher. Es klappert. Der Hausflur ist geräumig und hell. Die vielen Stufen führen an mehreren Wohnungstüren vorbei. An den Seiten stapeln sich Kisten. Aus einigen ragen verpackte Zahnbürsten hervor. Zahnpasta, Dosen, Kleidung, Spielzeug und Plüschtiere sind ebenfalls zu erkennen. Die großen blauen verschlossenen Säcke säumen die Stufen in den dritten Stock. Der sonst gepflegte und großzügige Flur scheint zu einem vorläufigen Auffanglager von allerlei Waren umfunktioniert. Die Nachbarn finden dennoch den Weg zu ihrer Wohnung. Ein bisschen Platz bleibt. Längst nicht so viel, wie es im Alltag vor wenigen Wochen noch gewesen war. Die derzeitige Situation ist eine Ausnahme, so schildern Hausbewohner, denn es herrscht Krieg in der Ukraine. Menschen wollen helfen. Dafür sammeln sie alles zusammen, allerlei Sachspenden. Doch wohin damit? Vor der Wohnungstür von Kamil Biernacki und seiner Verlobten Mariia Halakhova stehen noch mehr Kisten und blaue Tüten. Die Tür wird geöffnet. Das Gespräch beginnt.

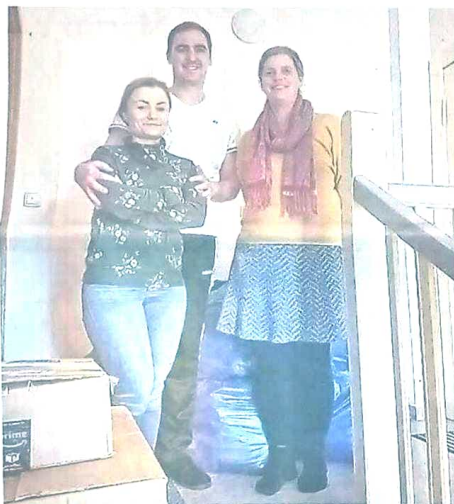
Kamil Biernacki wohnt seit 2017 in Schwedt. Der Berliner polnischer Abstammung arbeitet im Außendienst für das Unternehmen Semcoglas in Eberswalde. Im Odercenter lernte er seine jetzige Verlobte Mariia Halakhova kennen. Die Ukrainerin kam 2014 nach Schwedt. Geboren ist sie in Cottbus, zog aber mit ihren Eltern, beide Ukrainer, 1990 zurück in deren Heimatland, wo sie später studierte. Trotzdem habe sie immer das Gefühl gehabt, am „falschen Fleck“ zu sein. „Deutschland war vom Gefühl her eher mein Zuhause“, erzählt sie. Drei Jahre wohnte sie bereits in Schwedt, als sie Kamil



Ein trauriges Bild auf dem Weg raus aus der Ukraine – frierende, flüchtende Menschen.

Angst um eigene Eltern löst Hilfsaktion aus

„Ich rate niemandem, in die Ukraine zu fahren, ohne die Sprache zu können“, so Kamil Biernacki. Er und seine Verlobte aus Schwedt, deren Eltern nach wie vor in der Ukraine leben, organisierten mit Unterstützung der Bürgerstiftung Barnim-Uckermark einen Hilfskonvoi. Dabei wussten sie aus erster Hand, was ganz dringend in dem Kriegsgebiet benötigt wird.



Ein unschlagbares Team – Ukrainerin und Ärztin Mariia Halakhova (links), ihr Verlobter Kamil Biernacki und Katja Neels von der Bürgerstiftung – der Treppenaufgang voller Kisten und Säcke.

kennenlernte. Mittlerweile sind sie verlobt und leben in einer schönen Wohnung. Zusammen haben sie eine kleine Tochter. Mariia arbeitet als Ärztin am Schwedter Asklepios Klinikum, Stationsbereich Innere Medizin.

Bevor sie nach Deutschland zurückkam, arbeitete sie bereits in der Ukraine als Ärztin. Sie wohnte dort bei ihren Eltern, verdiente umgerechnet 120 Euro im Monat und hatte eher verwaltungstechnisch mit den Patienten zu tun. Die ärztliche Versorgung in der Ukraine war für alle kostenlos, schildert die 32-Jährige: „Jeder Patient musste seine eigenen Medikamente und Versorgungspakete selbst mitbringen. Dafür wurde jedem Angehörigen pro Tag eine neue Liste geschrieben. Diese kauften dann die gewünschten Materialien ein und brachten sie mit ins Krankenhaus. Somit konnte kostenlos behandelt werden. Krankenhäuser waren wenig bis schlecht ausgestattet. Es fehlte an allem – aber nicht an Fürsorge und gut ausgebildeten Ärzten.“

Doch 120 Euro monatlicher Lohn – als Ärztin – unvorstellbar, davon eigenständig leben zu können. „Es blieb mir nichts anderes, als bei meinen Eltern wohnen zu bleiben – das Geld reichte einfach nicht“, erzählt Mariia Halakhova traurig. „Viele meiner gut ausgebildeten Kolleginnen mussten sich sogar zwei bis drei weitere Jobs suchen“, fügt sie hinzu: „Sogar als Nagel-Designerin, um die notwendigen monatlichen Kosten begleichen zu können.“

Mariia Halakhova hatte weit vor dem 24. Februar 2022 eine Vorahnung, dass es zum Krieg in der Ukraine kommt. Ihr Bauchgefühl veranlasste sie, ihre Eltern, die in Saporischschja wohnen, zu warnen. Ihre Mutter ist Lehrerin, ihr Vater Ingenieur auf einer Flugradarstation. „Er kann alles reparieren, mit einfachsten Mitteln“, sagt sie stolz. Die Eltern glauben ihrer Tochter zunächst nicht, lachten ihre Befürchtungen weg. Die Tochter blieb standhaft und wollte ihre Eltern nach Deutschland holen,



Die Spendensammlung vor dem Haus mit vielen Helfern – der Anfang

FOTOS: PRIVAT



Ein LKW wird in Schönau/Uckermark mit Hilfsgütern beladen.

hatte Angst um sie. Doch die Warnungen verpufften. Dann begann der „nicht geglaubte“ Krieg. Die Flüchtlingsströme an den Grenzen spiegeln wider, was geschieht. Mutter und Vater wollen trotzdem bleiben. Der Vater, 60 Jahre alt, will kämpfen. „Die Ukraine ist sein Zuhause, weg will er dort definitiv nicht mehr“, sagt die Ärztin bedrückt und trotzdem mit Verständnis für ihren Papa. „Seine Aufgabe sieht er darin, die zerstörten Radarstationen zu reparieren. Denn so kämpft er gegen den Krieg.“ Die Mutter will ihren Mann nicht allein zurücklassen. Ihr ganzes Leben war sie an der Seite dieses Mannes. Auch sie bleibt. Der anfängliche Unglaube, es könne einen Krieg geben, ist der Realität längst gewichen, aber die Eltern wollen trotzdem nicht flüchten. Die Ärztin startet in ihrer Traurigkeit und Verzweiflung jede Aktion, die den Ukrainern und damit ihren Eltern helfen kann. Sie gestaltet Plakate und fährt damit nach Berlin, um zu demonstrieren, was sie

es nennt. Alle Sorgen, alle Ängste schrien förmlich aus ihr heraus – zwei lange Tage nach Kriegsausbruch.

Die in Berlin geknüpften Kontakte gaben der 32-Jährigen wieder etwas Hoffnung zurück. Sie wurde aktiv, sammelte Spenden für die Ukrainer. Ihrem Aufruf folgten spontan mehr Bürger als erwartet. Bald stand das Paar nicht nur vor logistischen Problemen. Die ganze Organisation war mittlerweile zu einer breiten Initiative geworden, schildert Kamil Biernacki. „Ich hatte Angst“, sagt der 33-jährige Familienvater ganz ehrlich: „Mir stieg alles über den Kopf.“ Dabei wäre er selbst am liebsten an die polnisch-ukrainische Grenze gefahren, um Flüchtlingen zu helfen.

Das im September geplante Studententreffen wurde abgesagt, die dafür bereits eingeplanten Gelder der ukrainischen Armee zur Verfügung gestellt. Durch das entstandene Netzwerk konnte die 32-jährige Ärztin die aktuelle Lage in den ukrainischen Krankenhäusern

sehr realistisch einschätzen. Die Militärärzte lieferten dabei die wichtigsten Informationen. So erfuhren sie auch, dass die Monatsrationen an Medikamenten und Narkosemitteln in den ersten beiden Kriegstagen bereits aufgebraucht waren.

Ein Chirurg rief aus einem militärischen Krankenhaus in der Ukraine bei Mariia an und gab eine Liste dringend benötigter Sachen durch. Kamil und Mariia merkten schnell, dass der Bedarf ihre Kapazitäten und Vorstellungen bei Weitem übertraf. Sie brauchten einen Verein, eine Organisation, die sie unterstützen würde. Das Treppenhaus war mit Spenden regelrecht „belagert“, die Wohnung voller Kisten und Tüten. Sogar ihr Kind musste sein Spielzimmer räumen. Kamil führte Telefonate und organisierte die kleineren Spenden, Mariia besorgte die großen Geräte fürs Krankenhaus. Über das Internet kamen sie in Kontakt mit der Bürgerstiftung Barnim-Uckermark. „Eine große Erleichterung. Nun hatten wir Zeit, die wesentlichen Sachen zu organisieren und mussten nicht mehr als Privatpersonen Rechenschaft abgeben“, wie beide betonten. Keine über Monate andauernde Gründung eines Vereins, um dann Spendenquittungen ausstellen zu können. Katja Neels von der Bürgerstiftung reagierte umgehend und organisierte eine Partnerschaft.

„Jeder Mensch kann alles“, sagt die 32-jährige Ärztin rückblickend stolz: „wenn er nur will“ und lächelt dabei ihren Verlobten an. Für Kamils Selbstzweifel ließ das Projekt keinen Raum. „Er wächst an seinen Aufgaben“, stellte sie zufrieden fest. Dass sie alles schaffen könnte, das lernte sie schon sehr früh, auch dank ihres Vaters, der gebrauchte und kaputte Geräte reparierte und dabei nie aufgab.

Innerhalb von zwei Tagen organisierte Mariia, dank ihrer Arbeitskollegen im Asklepios-Klinikum, einen gebrauchten C-Bogen. „Ein Röntgengerät“, sagt sie stolz. Gebraucht kostet dieser zwischen 60.000 und 70.000 Euro, schildert sie, neu fast das Doppelte. „Das sind hochwertige Güter, mit denen wir durch Polen und die Ukraine ins Kriegsgebiet gefahren sind“, ergänzt Kamil.

Zwei Lkw, davon ein 40-Tonner, kamen extra aus Hannover und wurden in Schwedt mit zehn Tonnen Ladung bestückt. Auf einen weiteren 20-Tonner aus Stettin wurden noch einmal sieben Tonnen an Hilfsgütern verladen. Vier Fahrer standen bereit – und die beiden Verlobten aus der Uckermark. Mariia und ihr Kamil packten zudem das eigene Fahrzeug voll. Auch ein Kühlschrank und Medikamente wurden darin verstaut. Zusätzlich nahmen sie drei Kindersitze mit, denn sie hatten auch die Rückreise bis ins kleinste Detail geplant. Samstag früh um sieben ging es dann los in Richtung Osten, nach Lwiv (Lemberg).

Wie es mit dem Transport aus der Uckermark weiter ging und ob der Hilfskonvoi wirklich sein Ziel erreichen konnte, erfahren Sie, liebe Leser, in der morgigen Ausgabe.

Kontakt zur Autorin
a.mueller@nordkurier.de

Helfer tief bewegt vom Schicksal der Menschen

Von Anne Müller

In der Freitagausgabe berichteten wir über Mariia Halakhovas und Kamil Biernackis Vorbereitungen einer Hilfsgüterfahrt nach Lwiw. Im heutigen zweiten Teil des Berichtes erfahren Sie, wie die ungewisse Reise ins Kriegsgebiet weiterging.

UCKERMARK. Schon auf der Fahrt traten, fast erwartungsgemäß, Komplikationen auf. „Zwei der Fahrer konnten nur ihre Personalausweise mitnehmen, alles musste einfach sehr schnell organisiert werden“, so Kamil Biernacki. „In Polen war das kein Problem“, fügte seine Mariia Halakhova hinzu. „Aber an der polnischen Grenze zur Ukraine ging es dann nicht mehr weiter“. Katja Neels von der Bürgerstiftung-Barnim-Uckermark bekräftigt: „Das war alles ein ganz schön risikoreiches Unterfangen.“ Neben den Stehzeiten gab es nun Probleme mit den Ausweisdokumenten. Obwohl alle Behörden und Kontakte freie Fahrt versicherten, mussten die sechs Helfer aus der Uckermark die Nacht an der Grenze in den Autos verbringen. Die Fahrer wurden zunehmend nervös, ebenso Kamil. An Schlaf war nicht zu denken. Die umliegenden Hotels waren ohnehin mit ukrainischen Flüchtlingen überfüllt. „Das Team war kurz davor zu zerbrechen“, schildert Mariia die angespannte Situation. Energisch und lautstark versuchte sie am Telefon in ihrer Heimatsprache jene zur Rechenschaft zu ziehen und zur Unterstützung zu bewegen, die vor Fahrtantritt einen „grünen Korridor“ versprochen hatten. Die Gruppe aufzuteilen ging nicht, schließlich war sie die einzige, die ukrainisch sprechen konnte – alles andere war zu gefährlich. Da standen sie nun fast verzagt mit riesigen Lkw,



Der Hilfskonvoi aus der Uckermark ist in Lwiw eingetroffen.

vollgepackt mit dringend benötigten Hilfsgütern. Dann ertönte nachts um 4 Uhr das Telefon – ein Anruf aus Warschau vom obersten Generalmajor. „Wir dürfen durch“, schrie Mariia erleichtert in die Runde der Wartenden. Ihre Augen funkelten dabei. Kamil schaute stolz auf seine Verlobte, die sogar zu einem Lächeln zurückfand. Einfache Zettelchen, darauf die Nummernschilder der Fahrzeuge erfasst, und die Personalausweise reichten den Grenzbeamten plötzlich aus, um dem Hilfstransport freies Geleit zu geben. Die Fahrzeuge mit den dringend benötigten medizinischen Geräten setzten sich in Bewegung. „Die ersten und wahrscheinlich einzigen deutschen Fahrer, die mit einem Personalausweis über die polnische Grenze durften und damit die EU Außengrenze verlassen hatten“, hebt Kamil noch einmal hervor. Die Grenzer der Ukraine stellten keine Hürde dar. Dort wussten inzwischen alle Bescheid und ließen sie sofort passieren. Ab der Grenze bis ins 70 Kilometer entfernte Lwiw sahen die sechs Uckermärker nur Elend. Unzählige Autos gefüllt mit Menschen, die ausreisen wollten und in unendlich langen Schlangen anstanden. Menschen, die bereits mehrere Tage warteten, nur, um den Zollbeamten sagen zu können, wohin sie

gehen wollen. Viele kamen zu Fuß, mit Rucksäcken oder Reisetaschen, Fahrzeuge waren auf der Strecke liegen geblieben, ohne Benzin, einfach zurückgelassen.

Katja Neels von der Bürgerstiftung senkte bei den Berichten der Verlobten in deren Schwedter Wohnung den Kopf. Die Stimmung am mit Tee und Nüssen eingedeckten Tisch wurde schwer. Stille. Als müsse jeder für sich darüber nachdenken, wie es einem wohl selbst in dieser Situation ergehen würde. Was würde man persönlich zurücklassen, wenn der Krieg über die Heimat hinwegrollt, das eigene Zuhause zerstört. Welches Ziel würde dann noch bleiben als jenes, überleben zu wollen?

Die gespendeten Sachen, die der Konvoi nach Lwiw brachte, waren für das Militärkrankenhaus geplant, für Soldaten und freiwillige Bürgerwehren, um deren schwere Verletzungen zu versorgen. „So können zumindest deren Leben gerettet werden“, betont Mariia, selbst Ärztin. „Große Geräte zur Versorgung und Behandlung sind so wichtig. Die ukrainischen Krankenhäuser sind auf derartige Notfälle überhaupt nicht vorbereitet, geschweige denn dafür ausgerüstet!“, erklärt sie weiter. Ihre frühere Heimat zu verteidigen, ist der Schwedterin



In der Ukraine an der Grenze nach Polen, Menschen stehen mehrere Tage an, um das Kriegsgebiet verlassen zu können.

FOTOS: PRIVAT



Ärztin Mariia Halakhova und ihr Verlobter Kamil Biernacki

FOTO: ANNE MÜLLER

sehr wichtig. „Das Militärkrankenhaus hatte zudem die Aufgabe, die Spenden auf andere, auch regionale Krankenhäuser zu verteilen. Der Austausch und die Hilfe untereinander funktionierten immer noch sehr gut“.

In Saporischschja wurde noch nicht richtig geschlossen, erklärt die Ukrainerin, aber in Mariupol und Charkiw sind Mütter gestorben, die gerade entbunden hätten. „Im Krankenhaus verstorben. Stellen Sie sich das vor – entbunden und tot, weil das Gebäude bombardiert wurde, die ärztliche Versorgung zusammenbrach.“ Zu wenig Hilfsmittel, zu wenig Medikamente, kaum Geräte. Zwei Geburtshäuser wurden zerstört. „Übrig bleiben

Säuglinge, die nicht ernährt werden können“, so die junge Mutter: „Denn auch die benötigte Milch war nicht vorhanden.“

In Lemberg in einem Lager, das von Mariias Studienfreund organisiert worden war, warteten die Helfer bereits auf den angekündigten großen Hilfskonvoi aus der Uckermark. Ihr Studienfreund fuhr quer durchs Land und organisierte Evakuierungen. Eine völlig ungewohnte, kriegsbedingte, traurige, aber wichtige Aufgabe für ihn. Drei Stunden lang wurden alle Hilfsgüter von den beiden großen Lkw und dem Auto von Mariia und Kamil abgeladen. Lebensmittel, Windeln, Kleidung, Hygieneartikel, Beatmungsgeräte, Defibrillatoren, Spritzenpumpen, OP-Sets, Verbandsmaterial, medizinische Geräte und Medikamente. Damit war die Mission aber noch nicht zu Ende. Fünf Flüchtlinge, davon drei Kinder, sollten bei der Rückreise im Auto Platz finden können. An der Grenze der Ukraine zu Polen brauchten Kamil und Mariia sowie ihre Helfer fast fünf Stunden, um diese zu passieren. Das Auffanglager der Flüchtlinge befand sich etwa drei Kilometer von der Grenze entfernt. Da Mariia an der Grenze noch Behördengänge wegen der Lkw zu absolvieren hatte, machte sich Kamil

alleine auf die Fahrt ins Auffanglager, einem geräumten Einkaufszentrum, jetzt ausgestattet mit Feldbetten. Die Zustände katastrophal.

In einem Polizisten fand der Schwedter einen Ansprechpartner. Sein Polnisch half ihm dabei. 95 Prozent der angetroffenen Flüchtlinge waren Frauen und Kinder, erzählt Kamil. Viele Frauen trauten sich nicht, zu einem Fremden ins Auto zu steigen. „Das ist schon riskant“, bestätigte Kamil. „Zudem hatten viele Frauen konkrete Ziele oder Orte im Kopf. Verwandte, die irgendwo auf sie warteten. Oder es fehlte ihnen einfach die Kraft, weiter zu denken.“ Zwischen all den weinenden, schreienden Kindern, verstörten Erwachsenen. Einige hatten Angst, andere schienen orientierungslos. Drei Stunden lang habe er nach Frauen und Kindern gesucht, die in seine Richtung aufbrechen wollten und bereit waren, ihm zu vertrauen – zwei Frauen und drei traumatisierte Kinder. Mit ihnen kamen die Helfer gut in Deutschland an.

Kamil und Mariia wollen es bei dem einen Hilfskonvoi nicht belassen. Sie sind mitten in der Vorbereitung eines zweiten Transportes: Neue Hilfsgüter, gleiches Ziel.

Kontakt zur Autorin
a.mueller@nordkurier.de